



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Straßburger Bilder. 3

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Straßburger Bilder

3



as der „Opernplatz“ für Berlin, der „Augustusplatz“ für Leipzig und der „Odeonsplatz“ für München ist, das ist der „Broglie“ für Straßburg, nicht gerade der Brennpunkt des geschäftlichen Verkehrs, sondern der vornehme Platz, an dem das offizielle Leben, die Kunst und der gesellschaftliche Verkehr ihr Heim aufgeschlagen haben. In seiner unmittelbaren Nähe liegt das Statthalterpalais, während ihn das Generalkommando, das Theater, die „Mairie,“ das Offizierkasino neben einer Reihe schöner Privatbauten und auch einigen recht alten Baracken begrenzen. Einst hatte er den ehrlichen Namen Roßmarkt, aber als Straßburg sechzig Jahre lang das französische Joch getragen hatte, im Jahre 1740, taufte man ihn um, zu Ehren des Statthalters der Provinz Elsaß, eines Herzogs von Broglie. Das Volk nennt ihn „Bröjl“ und liebt ihn besonders wegen der Militärkonzerte, die dort am Sonntag Mittag, wenn am Kleberplatz die Wache aufgezogen ist, und im Sommer auch am Dienstag Abend von sechs bis sieben Uhr *publico et gratis* abgehalten werden. Wer das Straßburger Leben kennen lernen will, darf es nicht verschmähen, sich öfter einmal unter die Menge zu mischen, die diesen musikalischen Genüssen beiwohnt. Da sind zunächst die eifrigen Kunstenthusiasten, die in dichtem Kreise die Musiker umgeben, sich keinen Ton entgehen lassen und der vorüberfahrenden Tram, die etwa durch Klingeln ein zartes Piano stört, entrüstete Blicke zuwerfen. Ihnen ist die Musik Selbstzweck, während sie den andern, die in ernstem Gespräch oder munter scherzend unter den schattigen Baumreihen des Broglie auf und ab wandeln, nur eine angenehme Beigabe ist. Wer hier die Ohren spitzt, wird viel französische Worte hören, aber es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß alle diese Leute nur französisch sprechen. Einige tun es wohl, aber die meisten sprechen die *mélange* von Elsässer Deutsch und Französisch, die im kleinern Mittelstande hier jetzt so sehr beliebt ist. Denn im Grunde genommen ist der Elsässer um seine „Zweisprachigkeit“ nicht zu beneiden. Sie führt in den meisten Fällen mit Notwendigkeit zu dem Zustande, den der Volksmund so treffend bezeichnet, wenn er von jemand sagt, er habe sich zwischen zwei Stühle gesetzt. Daß in einer Reihe alt-eingesehener Familien, die den akademisch gebildeten Kreisen und den ihnen an Bildung nahestehenden Gesellschaftsschichten angehören, ein gutes reines Französisch gesprochen wird, ist selbstverständlich. In vielen davon ist das Französische jetzt auch die im Familienkreise allein übliche Sprache; in manchen tritt ihm das Elsässische, also der Dialekt, wenn auch nicht gleichberechtigt, so doch als beliebte Abwechslung zur Seite. Überhaupt genceßt der Dialekt, auch in den besten und gebildetsten Schichten der Elsässer Bevölkerung, eine Wertschätzung, die ihm in andern Gegenden Deutschlands nirgends in demselben Maße entgegengebracht wird, und die sich auch in seiner Pflege in der Literatur kundgibt, auf die wir später noch zurückkommen werden.

Daß die gebildeten und vermögenden Straßburger vielfach noch immer in Paris das suchen, was den norddeutschen Provinzler nach Berlin zieht, ist ja in mancher Beziehung zu bedauern, im Grunde genommen aber recht selbstverständlich und verzeihlich. Man fährt zweiter Klasse für dreißig Mark nach Paris, und zwar in acht Stunden, während man nach Berlin wenigstens fünfzehn Stunden braucht

und fünfzig Mark zu bezahlen hat. Wer also der Unterhaltung oder der Anregung halber einige Zeit in der Großstadt zubringen will, wird schon aus Bequemlichkeit und wegen der Kosten Paris vorziehen, auch wenn ihn nicht, was doch bei sehr vielen Straßburger Familien dazukommt, verwandtschaftliche Beziehungen nach dem Seinestrand ziehn. Und der gebildete wie der halbgebildete Straßburger kommt mit seinem Französisch in Paris besser aus als mit seinem Deutsch in Berlin, ein Umstand, der doch auch stark ins Gewicht fällt. Die jüngere Generation der gebildeten Kreise spricht ja jetzt auch ein ziemlich gutes Schriftdeutsch, und auch mit vielen ältern Herren kann man sich lange unterhalten, ehe man merkt, daß sie sich einen gewissen Zwang antun, wenn sie sich bemühen, sich im Schriftdeutschen korrekt auszudrücken. Untereinander aber sprechen die einheimischen Straßburger so gut wie niemals „hochdeutsch,“ wie sie es nennen, sondern nur französisch oder elsässisch. Mit dem schriftlichen Gebrauch der deutschen Sprache ist es noch schlimmer bestellt; in recht vielen großen Geschäftshäusern, wenigstens in denen, die Wert darauf legen, als alte einheimische Häuser zu gelten, werden die Bücher und die Korrespondenzen französisch geführt; nur Briefe, die an Behörden und an notorische oder zweifelhafte „Deutsche“ gehn, werden deutsch — und oft in was für einem Deutsch! — geschrieben.

Ganz falsch wäre es nun aber, in dem bevorzugten Gebrauch der französischen Sprache heute noch eine politische Tendenz wittern zu wollen. In dieser Beziehung kann man gar nicht scharf genug die Sprachenfrage im Elsaß von der in den polnisch-deutschen Gebieten unterscheiden. Der Straßburger, der französisch spricht oder schreibt, weil es ihm vorläufig so noch geläufiger und bequemer ist, oder auch weil es ihm vornehmer vorkommt, hat dabei jetzt nicht mehr die leiseste Spur eines politischen Hintergedankens. Man darf doch nicht außer acht lassen, daß das Französische zwei Jahrhunderte lang die amtliche Sprache des Landes war, und was noch mehr wiegt, daß Straßburg zwei Jahrhunderte lang gezwungen war, auch in wirtschaftlicher Beziehung das Antlitz westwärts zu wenden und jenseits der Vogesen tausend und abertausend Fäden anzuknüpfen mit Leuten, die der deutschen Sprache nicht mächtig waren. Und wenn auch durch und nach dem Frankfurter Frieden unzählige dieser Fäden zerrissen worden sind, so sind ihrer doch noch viele geblieben und dürfen im Interesse der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes auch nicht abgebrochen werden. So ist der Gebrauch der französischen Sprache für viele Elsässer eine Notwendigkeit, während für andre ihre Kenntnis wenigstens eine wünschenswerte Beigabe in dem Ringen um die Existenz ist. Wenn die Polizei ziemlich scharf dahinter her ist, den Gebrauch des Französischen in öffentlichen Ankündigungen, auf Firmenschildern usw. zu verhindern, so macht sie sich damit, wenigstens hier in Straßburg, nicht um die Germanisation im politischen Sinne, sondern mehr um den guten Geschmack und die Logik verdient, die es doch eigentlich verbieten, sich in einer deutschen Stadt an die Allgemeinheit in einer Sprache zu wenden, die bei weitem nicht Allgemeingut ist. Manchmal geht der polizeiliche Eifer freilich auch zu weit und wirkt dann komisch, so wie neulich, als sie aus dem Fenster eines Restaurants in der Meisengasse, einer vom Broggle ausgehenden Hauptverkehrsader, eine künstlerisch ausgeführte Speisekarte entfernen ließ, die mit der Überschrift *Menu du jour* versehen war. In den Ladengeschäften hört man auch viel Französisch reden, wenigstens in den eleganteren Läden; auch viele Handwerker verstehen noch Französisch und wissen sich leidlich darin auszudrücken; dagegen nimmt die Kenntnis des Französischen in den untern Volksschichten sehr schnell ab. Das nach dem Frankfurter Frieden geborne Geschlecht versteht, soweit es nur die Volksschule besucht und nicht etwa später in französisch redenden Gegenden gelebt hat, fast gar kein Französisch mehr; da aber die Kenntnis dieser Sprache, wie schon erwähnt worden ist, für viele Stellungen gewünscht wird — das *connaissant les deux langues* ist bei Stellenangeboten im Handelsgewerbe eine stehende Forderung —, so schicken viele Eltern ihre Kinder zu Verwandten in

die Schweiz oder nach Frankreich oder suchen sie hier oder in der Umgegend in den Klosterschulen unterzubringen, wo sie wieder dem Deutschtum fast ganz entfremdet werden. Deshalb sollte die Forderung vieler Einheimischer, in den Volksschulen fakultativen französischen Unterricht einzuführen, der sich auch die im Straßburger Gemeinderat ziemlich stark vertretene sozialistische Partei angeschlossen hat, gerade vom Standpunkt des Deutschtums aus nicht ohne weiteres von der Hand gewiesen werden.

Die Sprache des Durchschnittssteckelburgers, dem wir vorhin auf dem Broglie begegneten, ist „Elsässisch,“ d. h. also der Dialekt mit einem starken Einschlag französischer Brocken. Nun klagte mir neulich ein alter Straßburger Herr, der im „Elsässischen Theater“ neben mir saß, daß das richtige alte Steckelburgische immer mehr abkomme. Die Sprache verändere sich ungemein schnell, und kein Mensch rede heute mehr so, wie man vor dreißig Jahren geredet habe. Namentlich der Mischmasch mit französischen Worten habe seit der „Okkupation“ arg zugenommen. Das habe ich auch anderweitig bestätigen hören. Der Einschlag französischer Worte ist sehr verschieden stark, aber er fehlt nie, auch bei denen nicht, die absolut kein Französisch verstehen. Wie erwähnt worden ist, verschmähen auch die gebildetsten, den sogenannten besten Kreisen angehörenden Elsässer, die, wenn nicht die Anwesenheit eines „Deutschen“ sie dazu nötigt, kein Wort Schriftdeutsch reden, unter sich keineswegs den Gebrauch des Elsässer „Dietsch.“ Die Unterhaltung geht vielleicht eine halbe Stunde lang im besten Französisch fort, bis der eine, wenn die Sache besonders gemüthlich geworden ist, mit einem „Weisch un drno“ — beginnt und so der einheimische Dialekt auf längere oder kürzere Zeit in seine Rechte tritt. In den Kreisen, in denen mehr auf Deutlichkeit als Eleganz der Sprache Wert gelegt wird, wechselt das Französische mit dem Elsässischen oft sagsweise ab, ja derselbe Satz ist teilweise deutsch, teilweise französisch. Man könnte fast sagen, je gemüthlicher es zugeht, um so mehr werden beide Sprachen durcheinander gebraucht. Das ist psychologisch ganz erklärlich; gerade im engern Kreise, wo man sich gehn läßt, zieht der „Zweisprachige“ seinen Gedanken eben das Kleid an, das ihm just am besten zu passen scheint, ohne lange daran herumzumodeln, und wenn einmal ein Ausdruck in der andern Sprache charakteristischer oder schneller zur Hand ist, so greift man halt danach, unbekümmert darum, ob das Ganze hunscheddig aussieht wie ein Narrenkleid. „Schön wars, sau ich Zhne. C'était une vraie noce; nous sommes rentrés à trois heures du matin et nous avons sifflé wie die Bäckerbuewe!“ erzählte mir neulich ein Bekannter über einen vergnügten Abend. Und umgekehrt sagt der, der das Französische bevorzugt: Ça nous fait plaisir à nous autres vieux de la ville, ze sehe, daß 's noch Männer hätt, wie sich nicht ferichte de s'exposer pour leurs idées au danger d'être mis en prison. (Brunner in E Demonstration von Stoßkopf.) Auch geschäftliche Anzeigen sind bisweilen ähnlich abgefaßt; so las ich kürzlich auf dem Umschlagbogen zu den „Neuen Elsässischen Bilderbogen“*) folgende Anzeige: „Kinderspielgasse 54 Stroßburri „Zum Fischer.“ Inh. Henri Wolff. D'allerältscht Brasserie vun d'r ganze Stadt. Spezialität: Cervila-, Eier-, Räs-, Mül- und Fueff-Salädle; Süri un gebacheni Fischle. Allevil am Dunnerschdaa: Tripes à la mode de Caen. Déjeuners et Diners à toute heure. D' beschte-n-elsässer un franzeesche Win kumme zum Ausschank.“ Ein nettes Sprachsalädle, aber echt!

Auch in den Schichten, die man nicht mehr als zweisprachig bezeichnen kann, ist der Sprachschatz reich an Worten, die aus dem Französischen kommen und mehr oder weniger mund- oder schriftgerecht gemacht sind. Es nimmt sich höchst drollig aus, wenn z. B. in einem bäurischen Inventarverzeichnis zu jedem Bett ein Sumje

*) Das Abonnement dieser Bilderbogen, die von H. Loux und W. Schenermann (Straßburg, Molsheimerstraße 6) herausgegeben werden — jährlich zehn Mark — möchte ich jedem, der Interesse und ein Herz für unsre wiedergewonnenen Stammesgenossen hat, warm empfehlen.

(sommior) aufgezählt wird, oder wenn sich jemand den Bardeffe anzieht, um sich beim Parrecker (perruquier) die Haare schneiden zu lassen, oder wenn „fini Madam“ auf dem Markt Kuummere (concombres) kauft. Doch neben der komischen Seite hat die Zweisprachigkeit auch eine ernste Seite, denn das sich zwischen zwei Stühle setzen ist zwar ein drolliges Schauspiel für den schadenfrohen Zuschauer, für den Betreffenden selbst aber eine wenig erfreuliche Situation. Die Zweisprachigkeit ist meiner Auffassung nach eine wesentliche Ursache der Rückständigkeit der reichsländischen Bevölkerung in manchen Beziehungen. „Niemand kann zweien Herren dienen,“ das gilt im großen ganzen auch von der Sprache. Kein Zweifel, daß es einzelne Persönlichkeiten gibt, die beider Sprachen so vollständig mächtig sind, daß sie sich den Vorteil zweier Kulturen aneignen können. Aber die Zahl dieser Glücklichen wird immer recht beschränkt bleiben, und für die große Masse würde es besser sein, eine Sprache gut und rein sprechen zu können, als mit der einen oberflächlich paradieren zu können und sie im übrigen dazu zu benützen, die mangelhaft beherrschte Muttersprache mit ein paar fremden Flittern auszustaffieren. Die bei weitem größte Anzahl derer, die sich beider Sprachen mächtig nennen, bringt zur Not, wenn es sich um einen landläufigen Stoff handelt, bei dem die üblichen Phrasen verwandt werden können, einen leidlich korrekten französischen Brief, aber unter ebenso günstigen Umständen keinen tadellos deutschen Brief zustande. Es ist interessant, zu beobachten, daß auch solche Leute, die sich im Gespräch der deutschen Sprache völlig anstoßfrei zu bedienen wissen, im schriftlichen Gebrauch erstaunlich ungewandt sind.

Diese Art Zweisprachigkeit hat aber noch weitere und schlimmere Folgen. Denn die Sprache ist ja nur in beschränktem Maße Selbstzweck; ihre vornehmste Bedeutung liegt darin, Mittel zum Zweck zu sein. Sie ist uns das Werkzeug, dessen wir bedürfen, uns all die tausend Schätze der Kultur anzueignen, die wir im besten Sinne des Wortes als „Bildung“ bezeichnen. Wer den Gebrauch dieses Werkzeuges nicht vollständig beherrscht, wird im Verhältnis zu diesem Mangel auch den Zweck nicht vollständig erreichen. Mit andern Worten: auch was die Schätze der Bildung anlangt, diesen herrlichsten Besitz eines Volkes, setzt sich der zweisprachige Elsässer nur allzuleicht zwischen zwei Stühle. In französischer Sprache werden sie ihm nicht mehr so nahe gebracht, wie es notwendig wäre, daß sie auch von dem minder Eifrigen ergriffen und von dem Bequemen festgehalten würden, und in deutscher Sprache sind sie ihm nicht mundgerecht genug, denn das Schriftdeutsch ist eben nicht das Deutsch des Elsässers. Greifen wir einige Beispiele heraus. Wir können es dem Elsässer nicht sehr verargen, wenn er für Geschichte kein großes Interesse hat. Welche Geschichte soll er vorziehen? Die französische? sie ist nicht mehr die seine, und sie war nicht die seine, wenn er nur zwei Jahrhunderte zurückgreift. Also die deutsche? die ist leider Gottes so zerbröckelt und zerstückelt, und seine eigne Heimat hat darin eine so wenig beneidenswerte Rolle gespielt, daß man es ihm nicht sehr verdenken kann, wenn er kein besonderes Interesse dafür empfindet. Daß ihn die preußische Geschichte, die auch bei rechtsrheinischen Süddeutschen — und zwar nicht etwa aus Neid — keine große Begeisterung erweckt, nicht besonders lockt, wird jeder verstehen, der in die elsässische Volksseele geschaut und begriffen hat, daß der Elsässer im Süddeutschen allenfalls seinen Verwandten, im Preußen aber nur den ziemlich fremden Eroberer sieht, der in seinem Lande als Herr anmaßend schaltet und dem Einheimischen die Sahne abschöpft. Die Geschichte der eignen Heimat scheint für ihn etwas größern Reiz zu haben, wenn ihm der Stoff mundgerecht gemacht wird; das zeigte der ziemlich gute Besuch der im vergangnen Winter von Professor Bloch als Volkshochschulkursus gehaltenen Vorlesungen über „die Geschichte des Elsaß im Zeitalter des Humanismus,“ bei der sich im Anfang etwa dreihundert Hörer einfanden, deren Zahl sich im Laufe der Vorlesungen natürlich etwas verringerte. Auch daß sich der Verein der Buchdrucker kürzlich von demselben Universitätsprofessor einen Vortrag über die Geschichte des

Elsaß im achtzehnten Jahrhundert halten ließ, darf als Zeichen von Interesse für die Geschichte der Heimat angesehen werden. Aber im allgemeinen ist die Unwissenheit des Durchschnittselsässers auf allen Gebieten der Geschichte, soweit sie vor der französischen Revolution liegt, groß, und man geht wohl nicht fehl, wenn man seine politische Rückständigkeit, auf die wir früher einmal in einem kurzen Aufsatz über die Reichstagswahlen in Elsaß-Lothringen hingewiesen haben, damit in einen gewissen Zusammenhang bringt.

Noch beklagenswerter ist das zwischen zwei Stühlen sitzen des Elsässers der Kunst gegenüber, namentlich der Literatur. Wohl gibt es manchen hier, der nicht zwischen, sondern tatsächlich auf beiden Stühlen sitzt, die Klassiker beider Sprachen nicht bloß in seinen Bücherschränken sondern auch in Kopf und Herz hat, die Revue de Paris und die Revue d'Alsace ebensogut wie die Grenzboten oder die Deutsche Rundschau liest und neben dem neuesten Maeterlinck auch den neuesten Hauptmann auf dem Tische liegen hat. Aber der Kreis dieser Beneidenswerten ist sehr klein, viel größer schon ist die Zahl derer, die mühsam bestrebt sind, auf lückenhafte Schülererinnerungen, in denen die deutsche Literatur natürlich einen größeren Platz einnimmt, noch eine oberflächliche Kenntnis der modernen französischen Romane und der neuen deutschen Dramatik — durch Vermittlung des Theaters — aufzupropfen. Aber bei den meisten Elsässern und auch in Kreisen, von denen man das im übrigen Deutschland doch nicht gewöhnt ist, fehlt auch dieser dürftige Bildungsfirnis, und dieser Mangel ist zweifellos die bittere Rehrseite der „Zweisprachigkeit.“ Die schmerzliche Erkenntnis dieses Mangels hat wohl Pate gestanden bei dem immer greifbarere Formen annehmenden Bestreben der Elsässer, sich — wenigstens auf einigen Gebieten — eine eigne Kultur zu schaffen. Es wäre ein schwerer Irrtum, wollte man aus dem oben Gesagten ableiten, daß es im Elsaß an geistigem Leben fehle. Mag der Elsässer auch recht hohen Wert auf manche materiellen Genüsse, besonders auf gut Essen und Trinken legen, und mag es namentlich den untern Volksschichten an geistiger Regsamkeit fehlen, wobei noch der Einfluß des Katholizismus in Rechnung zu ziehen ist, so ist doch — wenigstens in Straßburg selbst — eine Fülle geistigen Lebens vorhanden, das sich keineswegs nur um die Hochschule gruppiert oder von ihr abhängig ist, sondern zu einem guten Teil auch noch bestehen würde, wenn die Universität nicht vorhanden wäre. Jeder Winter bringt eine große Reihe von Vorträgen aus den Gebieten der Philosophie und der Geschichte, der Literatur und der Kunstgeschichte. Mögen sie deutsch oder französisch gehalten werden, sie sind immer gut besucht. Das schon in einem frühern Bilde erwähnte Theater ist gut, soweit die Oper, mäßig, soweit das Schauspiel in Betracht kommt. Die Straßburger Malerschule, aus der Namen wie Hornecker, Koertgé, Seebach, Krafft und andre über die engern Grenzen ihrer Heimat hinaus einen guten Klang haben, findet in den stimmungsvollen Landschaften des Rheinwaldes, in den teils lieblichen, teils romantischen Tälern und Höhen der Vogesen und des Schwarzwaldes, in den reizvollen Schätzen alter Architektur, an denen die großen und die kleinen Städte, die Dörfer und die Burgen des Elsaß so reich sind, sowie in den eigentümlichen Trachten der einheimischen Bevölkerung eine Fülle malerischer Motive. Das Straßburger Kunstgewerbe ist bemüht, die hohen Traditionen der Vergangenheit würdig fortzusetzen, ohne sich dem modernen Geiste und den Anforderungen einer bequemern und anspruchsvollern Zeit zu verschließen. Namentlich auf dem Gebiete der Kunstschreinerei (Marketeriearbeiten!) und Kunstschlosserei steht es in hoher Blüte. Eine überaus verdienstvolle Zeitschrift: „Das Kunstgewerbe in Elsaß-Lothringen“*) sorgt dafür, den Zusammenhang zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart aufrecht zu erhalten und den Blick der Künstler wie des Publikums zu bilden und auf bedeutende Erscheinungen hinzuweisen. Die Zahl der Zeitungen und der Zeit-

*) Verlag von Rudolf Beust, Straßburg.

schriften ist unglaublich hoch. Außer acht großen politischen Tageszeitungen, von denen eine sowohl französischen wie deutschen Text bringt, und einigen kleinern politischen Wochenblättern erscheinen in Straßburg nicht weniger als 15 wöchentlich, 23 monatlich und 18 in größern Zwischenräumen herausgegebene Blätter belletristischen, kirchlichen, wissenschaftlichen oder besondern Interessen dienenden Inhalts. Davon sind sechs nur in französischer Sprache, elf deutsch und französisch, die übrigen nur deutsch geschrieben. Die belletristischen Zeitschriften dienen fast ausschließlich der Unterhaltung, ohne den Anspruch auf höhere Kunstleistungen zu machen. An Versuchen, eine über die Stufe des bloßen Unterhaltungsblattes hinausgehende, rein literarische, der elsässischen Kunst geweihte Zeitschrift zu schaffen, hat es nicht gefehlt; doch sind diese Bestrebungen bisher leider nicht von dauerndem Erfolg gewesen. Der letzte Versuch dieser Art, die Halbmonatsschrift „Der Stürmer,“ der es 1902/03 etwa zu einem Duzend Hefte brachte, scheiterte an der gar zu jugendlichen Unerfahrenheit ihrer Herausgeber. Nur ein Zweig der spezifisch elsässischen Literatur grünt und wächst und treibt bunte Blüten: das elsässische Theater. Das wollen wir ein andermal betrachten.



Erinnerungen

von D. Dr. Robert Bosse

Tagebuchblätter (1878)

(Fortsetzung)

25. April. Graf Stolberg ist heute einige Tage nach Kassel gereist, wo der Erbgraf seit Ostern das Gymnasium besucht. Amtlich habe ich so gut wie gar nichts zu tun. Ich habe heute das Buch von Lommatsch „Die Lehre Luthers, vom ethisch-religiösen Standpunkte usw.“ für die Sonntagsbeilage des Hamburgischen Korrespondenten besprochen. Jetzt lese ich zu demselben Zwecke Treitschkes Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Ich habe große Freude an der patriotischen Frische und schönen Darstellung dieses Buches, mag sich auch an der patriotischen Frische und schönen Darstellung dieses Buches, mag sich auch an dem Standpunkte geschichtlicher Objektivität manches daran aussetzen lassen. Aber es ist merkwürdig, welches passionierte Verständnis dieser aus Sachsen stammende Professor mit seinem warmen Herzen für unser Preußen hat.

4. Mai. Vorgestern begann die große Zoll- und Steuerdebatte im Reichstage. Große, zündende Reden des Reichskanzlers mit freilich recht weit gehenden Verheißungen. Gestern hat der Finanzminister Hobrecht gegen Bamberger gesprochen, angeblich gegen die Verheißungen des Fürsten, sodas schon wieder von Hobrechts Abgange gesprochen wird. Ich glaube nicht daran.

7. Mai. Nachmittags besuchte mich Freund Voetticher. Er war recht wenig erbaut von den hiesigen Verhältnissen und bliebe am liebsten in Schleswig. Er bestätigt den Miß zwischen Bismarck und Graf Eulenburg. Bismarck, sagte er, habe zu dem Unterstaatssekretär Bitter gesagt: „Graf Eulenburg kann wohl leicht mit mir auseinander kommen; ob wir aber jemals wieder zusammen kommen werden, ist eine andre Frage.“ Auch Graf Eulenburg scheint gegen den Fürsten gereizt zu sein. Ich bedaure das tief. Denn Graf Eulenburg bedeutet etwas, und er ist die Personifikation der guten, konservativen Interessen.

Ich habe mich breit schlagen lassen, mich zum Eintritt in das Kuratorium des Johannesstifts an Stelle des an das Reichsgericht nach Leipzig gehenden Obertribunalrats Friedrich bereit zu erklären. Dieses anspruchsvolle, vielgeschäftige,